

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Es nahten sich Jesus alle Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Und die Pharisäer und die Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isst mit ihnen.

Er sagte aber zu ihnen dies Gleichnis und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat und, wenn er eines von ihnen verliert, nicht die neunundneunzig in der Wüste lässt und geht dem verlorenen nach, bis er's findet? Und wenn er's gefunden hat, so legt er sich's auf die Schultern voller Freude. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freut euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: So wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Oder welche Frau, die zehn Silber Groschen hat und einen davon verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus und sucht mit Fleiß, bis sie ihn findet? Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: Freut euch mit mir; denn ich habe meinen Silber Groschen gefunden, den ich verloren hatte. So, sage ich euch, ist Freude vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.

Liebe Gemeinde,

Ich habe von hier oben schon lange nicht mehr über Fußball gesprochen – es hat sich bei mir der Eindruck festgesetzt, dass Sie da nicht alle meine Begeisterung teilen. Aus gegebenem Anlass wage ich es heute aber mal wieder.

Wobei: genau genommen geht es um ein Szene nach einem Spiel, die sich mir eingeprägt hat. 1990, das Finale der WM in Rom. Gerade ist Deutschland Weltmeister geworden. Und die Kameras zeigen den Bundestrainer – nein, der hieß damals noch nicht Jogi Löw – der sich auf dem Spielfeld einen Ort sucht, an dem er mitten im Freudentaumel ganz alleine ist.

Der Kaiser, Franz Beckenbauer, ein stiller Genießer – vielleicht haben doch auch manche von Ihnen dieses Bild noch präsent.

Was machen Sie, wenn Sie sich so richtig freuen? Lauthals jubeln, jemanden umarmen, singend durch die Wohnung hüpfen, oder sich still in sich hineinfreuen?

Gerade haben wir zwei Gleichnisse gehört, die von Gott in solchen Momenten erzählen. Zwar haben wir uns seit Luther daran gewöhnt, die das „Gleichnis vom verlorenen Schaf“ und das „Vom verlorenen Groschen“ zu nennen, aber ich glaube, besser wäre es „Gleichnis vom frohen Hirten“ und „Von der frohen Finderin“ zu sagen. Denn so wie ich diese Geschichten verstehe, liegt der Fokus jeweils auf diesen beiden Protagonisten. Genauer, auf dem, was sie ganz am Ende tun. Dass ein Hirte ein verlorenen gegangenes Schaf sucht, wäre ja nicht weiter der Rede wert.

Das ist sein Job. Und wenn ich auf einen Schlag ein Zehntel meines Besitzes nicht mehr finden würde, dann würde auch das Haus auf den Kopf stellen, um das zu ändern. Aber ein Hirte, ein schweigsamer Geselle, der ob der glücklichen Rettung die Freunde zum Fest lädt, und die Frau die den wiedergefundenen Groschen mit ihren Nachbarinnen feiert – das ist jeweils besonders und überraschend.

Und so erzählen beide Gleichnisse zunächst dieses: wenn Gott sich freut, will er nicht alleine sein. Anders als der Kaiser Franz will Gott da Menschen – vielleicht auch Engel – um sich haben, mit denen zusammen er sich freuen kann.

Und ein zweites, das die Geschichten erzählen: Gott freut sich, wenn er etwas wiederfindet. Freilich – und das hat dann spätestens der Evangelist Lukas klargestellt: da sind keine Silbergroschen gemeint, und wahrscheinlich auch keine Schafe: Gott freut sich über Menschen, die er findet. Über jeden Sünder, der zu ihm zurückkehrt, so wie über 99 Gerechte. Das ist schön für Gott und ein Geschenk für die eine Seele – und das ist etwas, das Größe voraussetzt: damit Gott sich freuen kann, muss er auch etwas anderes können. Nämlich verzeihen, vergeben. Das beten wir ja in jedem Vater unser „und vergib uns unsere Schuld“. Gott dürfen wir das zutrauen, dass er dazu in der Lage ist – wenn es dann aber dort weitergeht: „wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“, dann gibt es da Anlass zu berechtigtem Zweifel.

Wir sind oft nicht gut darin, nachsichtig mit anderen zu sein, einander Fehler zu verzeihen. Mir wird das immer wieder eindrücklich auf dem Friedhof. Tatsächlich ist es so, dass ich mittlerweile schon fast überrascht bin, wenn ein Verstorbener mehr als ein Kind hatte und zur Beerdigung alle da sind. Das ist die Ausnahme: die Regel ist: irgendeinen gibt es immer, der mit dem verstorbenen Vater oder den Geschwistern keinen Kontakt mehr hat. An der Stelle werden vorher die Gespräche zur Vorbereitung immer etwas vage, da gibt es oft etwas, das nicht ausgesprochen werden kann, einen Zorn, eine Verletzung, eine Schuld. Es kann nicht ausgesprochen werden und nicht verziehen. Manchmal über Jahrzehnte nicht.

Ich kenne so etwas aus meiner eigenen Familie. Da musste erst der gemeinsame Vater sterben, bevor Onkel und Tanten sich dann doch endlich versöhnen konnten. Zuvor hatten Jahre des Streites auch meine Kindheit beeinflusst.

Manche von Ihnen werden ähnliche Erlebnisse mit sich herum tragen. Und wir alle werden im gesellschaftlichen Leben immer wieder ZeugInnen einer großen Unbarmherzigkeit im Miteinander. Dazu haben sich die schönen neudeutschen Wörter vom Shitstorm und der CancelCulture eingebürgert. Eine unbedachte, eine missverständliche Äußerung oder auch ein zu unrecht erhobener Vorwürfe stellen Menschen heute rasch ins soziale Abseits. Der ersten kritischen Reaktion in den Medien, besonders in den „sozialen“, folgen in Windeseile ungezählte weitere, jedes Contra ein bisschen unbarmherziger als das vorhergehende – und bis der oder die Gescholtene zum Antworten kommt, hat ihn – oder sie - die Woge der Missbilligung längst hinweggespült. Das Urteil ist gesprochen.

Und oft ist es endgültig. Und oft wird es unbarmherzig umgesetzt. Schon viele Schüler gilt: einmal Mobbingopfer, immer Mobbingopfer. Da hilft nur noch eine

neue Schule. Der Weg ist im Erwachsenenalter versperrt. Vielleicht das prominenteste Beispiel dazu ist das des früheren Bundespräsidenten Christian Wulff. Der trat vor jetzt fast 10 Jahren aus seinem Amt zurück, nachdem eine ganze Reihe von Vorwürfen gegen ihn laut geworden waren. Von 21 Verdachtsfällen wurde dann einer zur Anklage gebracht, da ging es um 400€. Auch dieser Vorwurf hatte vor Gericht keinen Bestand – am Ende war Wulff dann zwar freigesprochen, aber gesellschaftlich gestorben.

Auf meinem Schreibtisch liegt zur Zeit ein Buch mit dem Titel „Die Selbstgerechten“. Zwar ist das ein politisches Buch – aber ich glaube, mit dem Titel lässt sich auch gut beschreiben, wie Menschen in unserer Gesellschaft miteinander umgehen. Wir wissen sehr schnell sehr genau, was richtig ist und was nicht – und in den Kreisen, in denen wir uns bewegen, bestärken wir uns in unseren Überzeugungen. Und diese Kreise haben immer weniger Berührungsflächen. Wenn ich gefragt würde, was denn die „kleinen Leute“ bei uns so denken, in unserer Gemeinde, die Maurer, die Handwerker - dann wäre meine erste Antwort: Ich weiß es nicht. Und meine zweite: Ich glaube, die gibt es nicht. Nicht bei uns. Wir haben uns auseinandergeliebt. Wir sind uns fremd geworden – und mit der Fremdheit steigt die Bereitschaft zu raschen Urteilen, während umgekehrt vieles andere zurückgeht: das Zuhören, das Verstehenwollen und die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen, sich die Hände zu reichen. Das geht bis in die offizielle Sprache hinein. In Italien hat das Justizministerium bis weit ins 20. Jahrhundert hinein diesen Titel getragen: „Ministero di Grazia e Giustizia“. Vor wenigen Jahrzehnten erst ist dann die Gnade einer Namensreform zum Opfer gefallen

Bei Gott ist das anders. Bei Gott sind Gnade und Vergeben. Keine ausgestreckten, anklagenden Finger, sondern einladende Arme. Unerhört, unpassend ausgestreckte Arme, wie Moralwächter zu allen Zeiten monieren – oder aber Arme, die so weit ausgestreckt sein können, weil Gottes eigener „Reichtum seiner Gnade“ ihn dazu befähigt. Und Arme, die so weit ausgestreckt sein müssen, weil Gott keine Ruhe findet, so lange einer der Eingeladenen noch fehlt. Auch das 100. Schaf muss am Ende da sein, auch der letzte Silbergroschen darf nicht verloren gehen.

Die Bibel erzählt uns von einem Gott, der das Gegenteil ist von Ausgrenzung. Gott ist Liebe, die in die Beziehung ruft. Gott sei Dank – denn zu den Geladenen gehören auch wir. Ganz egal, wo wir unseren Ort in den Gleichnissen finden würden. Denn in seinem weiten Herzen ist Platz für Sünder und Gerechte.

Das soll nicht die Sünde relativieren und nicht das Böse, zu dem Menschen fähig sind. So sehr gilt, dass Gott ein Freund des Lebens ist, so sehr gilt auch: er ist ein Feind all dessen, was dem Leben entgegen steht. Gott hasst Ausgrenzung, er hasst Gewalt, er hasst den bösen Spott, die Verachtung, den Egoismus, der den Nächsten nur als Störfaktor oder als Mittel zum Zweck in den Blick geraten lässt. Aber er schreibt den Menschen nicht ab, der zu all dem in der Lage ist. Er schreibt uns nicht ab.

Ich glaube, dass vor Gott alle Menschen gleich sind, ungeachtet ihrer Hautfarbe

oder Herkunft. Aber ich glaube nicht, dass es im Himmel eine schwarze Liste für Rassisten gibt. Ich glaube, er hat Frauen und Männer und wohl auch manche Menschen dazwischen erschaffen – aber an eine schwarze Liste für Sexisten glaube ich nicht. Und auch nicht an eine himmlische Klimsänderdatei. (erlauben Sie mir in Klammern die Frage: ich wüsste gerne, ob Gott in seinen Büchern gendert).

Ich glaube noch etwas: so wie Gott mit den Opfern leidet an Rassismus und Sexismus und der Klimsazerstörung – so leidet er auch an unseren schnellen Urteilen un an den Schubladen, in die wir andere stecken. Denn jede abgebrochene Beziehung, jedes abgebrochene Gespräch bedeutet weniger Leben.

Und so gilt uns heute nicht nur die Einladung, uns immer wieder ihm zuzuwenden – oder uns von ihm so ausrichten zu lassen – sondern auch die, uns denen neu zuzuwenden, über die wir innerlich den Stab vielleicht schon lange gebrochen haben. Hinter schwer erträglichen Ansichten den Menschen zu entdecken, hinter die Etikette, die wir ihm auf die Stirn geklebt haben, das Kind Gottes, als das er erschaffen ist. Und neue Brücken zu bauen, über die hinweg Begegnungen gelingen kann.

Das zu predigen, ist leicht. Es zu leben, ist schwer. So stärke uns dazu Gott mit seinem Geist des Lebens. Und schenke er (wenn es denn nötig sein sollte) auch ein weites Herz für unsere Fußballer, die immer das Tor nicht treffen. Amen